

VICTORIA DONDA

Mein Name ist Victoria

*Verschleppt von der Militärjunta
Ein argentinisches Familienschicksal*

Aus dem Spanischen von
Stefanie Karg

KNAUR

Originaltitel: Mi nombre es Victoria. Una lucha por la identidad.
Originalverlag: Editorial Sudamericana, Buenos Aires, 2009

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Copyright © Editions Robert Laffont, Paris 2009.
Copyright © 2010 für die deutschsprachige Ausgabe
bei Knaur Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagfoto: Alejandra López®
Fotos Innenteil: Archiv Victoria Donda
Layout, Satz und Umbruch: Michaela Lichtblau
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-65473-6

5 4 3 2 1

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
<i>Analía</i>	13
I. Cori und Cabo	35
II. Kindheit	61
III. Neubeginn	84
IV. Definitionen	106
V. <i>Venceremos</i> – Wir werden siegen	129
VI. Der Anfang vom Ende	151
VII. Victoria	173
VIII. Blutsbande	197
IX. Öffentlichkeit und Privatleben	219
<i>Großmütter</i>	241
Glossar	249

Hinweis

*Einige Namen der in dieser Geschichte
vorkommenden Personen wurden zum
Schutz ihrer Privatsphäre geändert.
Aber nicht alle.*

Einleitung

Alle nennen mich Analía, das ist der Name in meinem Ausweis und in meiner Geburtsurkunde, und so kennen mich Freunde und Verwandte. Meine Kindheit und Jugend verbrachte ich in einer typischen Mittelschichtfamilie in einem Vorort von Buenos Aires. Ich besuchte religiöse Schulen, wo ich den Nutzen von Solidaritätsarbeit kennenlernte und unter der starren katholischen Erziehung litt.

Von frühester Kindheit an war ich rebellisch und aufmüpfig, ganz im Gegensatz zu dem Mann und der Frau, die mich erzogen haben und die ich damals für meine Eltern hielt: Raúl, ein strenger und reservierter Mann, der nach seiner Pensionierung von der Küstenwache Obst- und Gemüsehändler geworden war; und Graciela, eine unterwürfige und leicht geschwätzte Hausfrau. Mein Drang, alles zu hinterfragen, verband sich mit dem Wunsch, etwas Konkretes zu tun.

Das gipfelte darin, dass ich begann, mich im Kampf gegen die in Argentinien immer offener zu Tage tretende soziale Ungerechtigkeit zu engagieren. Schon im ersten Monat an der Universität wurde ich politisch aktiv. Mit meinem zunehmenden Engagement vergrößerte sich jedoch der ideologische Riss in meiner Familie. Denn das, wofür ich

mich einsetzte, entsprach nicht der allgemeinen Anschauung bei uns zu Hause.

Im Gegensatz zu dem, was ich immer geglaubt hatte, war der Grund für die Meinungsverschiedenheiten mit Raúl und Graciela weniger meine rebellische Art als eine alte über dreißig Jahre zurückliegende Geschichte. Eine Geschichte, die mein Leben und das meiner Familie betrifft und die mit einer der schwärzesten Perioden in der Vergangenheit meines Landes zu tun hat.

Der 24. März 1976 markierte den Beginn der letzten Militärdiktatur in Argentinien. Es war nicht das erste Mal, dass ein solches Regime unser Land beherrschte, denn demokratische Regierungen waren damals in Lateinamerika eher die Ausnahme. Aber dieser Staatsstreich war der Ausgangspunkt einer systematischen und beispiellosen Gewaltwelle, eines Ausrottungsplans der Regierung, der mehr als dreißigtausend Personen, vor allem junge Menschen, das Leben kostete.

Im ganzen Land errichteten die Militärs regelrechte Konzentrationslager. Die Menschen, die man dorthin brachte, wurden gequält und dienten so lange als kostenlose Arbeitskräfte, bis sie nicht mehr gebraucht wurden. Danach eliminierte man sie. Die Entführungen und die Existenz der Haftzentren wurden geheim gehalten, und die Familien der Opfer erfuhren weder, wo sich ihre Angehörigen befanden, noch von deren tragischem Ende. Daher spricht man in Argentinien in diesem Zusammenhang auch nicht von Toten, sondern von *desaparecidos*, von »Verschwundenen«. Unter diesen etwa dreißigtausend verschleppten, gequälten und ermordeten Personen befanden sich auch schwangere Frauen, die unter unmenschlichen Bedingungen entbinden mussten. Anschließend nahm man ihnen ihre Babys weg, um sie unter falscher Identität von den Familien der Militärs oder An-

hängern des Regimes adoptieren zu lassen. Die Militärs dachten, wenn sie die jungen Mütter »verschwinden ließen«, würden die in Gefangenschaft geborenen Kinder ein »normales« Leben führen, weit weg von ihren Wurzeln und den Familien, die sie suchten. Aber da irrten sie sich.

Ich war siebenundzwanzig Jahre alt, als mir die *Großmütter der Plaza de Mayo* meine wahre Identität enthüllten. Sie hatten mich dank der anonymen Anzeige einer Frau wiedergefunden, die sich daran erinnerte, einen Militär gesehen zu haben, der ein Baby mit einem blauen Faden in den Ohrläppchen seinen »Eltern« übergeben hatte.

Laut Zeugenaussagen einiger Überlebender bin ich zwischen August und September 1977 geboren geworden. In einem verzweifelten Versuch, mich später wiedererkennen zu können, hatte mir meine Mutter meine Ohrläppchen mit dem blauen OP-Faden durchstochen, der für den Fall von Komplikationen während der Entbindung zur Verfügung stand. Fünfzehn Tage nach meiner Geburt riss man mich meiner Mutter aus den Armen. Sie sah mich nie wieder, denn sie wurde ein Opfer der so genannten »Verlegungen«. Das waren militärische Operationen, bei denen den Gefangenen eine Dosis Pentotal (ein Schlafmittel) verabreicht wurde, bevor sie bei lebendigem Leib aus Militärflugzeugen über dem offenen Meer abgeworfen wurden.

Diese »Verlegung« hatte mein eigener Onkel bewilligt, der Bruder meines Vaters, der zu den Verantwortlichen der *ESMA* gehörte, der Technischule der Marine im Herzen von Buenos Aires, die man zu einem der Folterzentren umfunktioniert hatte.

Ohne etwas von meiner wahren Herkunft zu ahnen, wurde ich mit dieser unfassbaren Lüge von Menschen aufgezo- gen, die mich zwar liebten, die aber auch mehr oder weniger mitverantwortlich für das tragische Schicksal meiner

leiblichen Eltern waren. Trotzdem wuchs ich normal auf, entwickelte meine eigene Persönlichkeit und fand schließlich meinen Platz im Leben und im politischen Engagement.

Während ich von alledem nichts wusste, weigerte sich meine Großmutter zu akzeptieren, dass sie nicht nur ihre Tochter verloren hatte, sondern durch deren Tod auch ihre Enkelin nie kennenlernen sollte. Schließlich war sie es leid, immer wieder meinen Onkel und die Behörden zu befragen, und so beschloss sie, zusammen mit elf anderen Müttern von Vermissten, die Organisation der *Abuelas de Plaza de Mayo* ins Leben zu rufen. Während der Diktatur und nach der Rückkehr der Demokratie kämpften sie gemeinsam dafür, die fünfhundert Babys wiederzufinden, die entweder in Gefangenschaft geboren oder zusammen mit ihren Eltern entführt worden waren. Dank ihnen und anderer Menschenrechtsorganisationen konnten inzwischen etwa einhundert Kinder ihre Identität, ihren Namen, ihre Geschichte und ihre Ursprünge zurückgewinnen. Aber es bleibt noch immer viel zu tun.

Obwohl es mich zunächst sehr schmerzte, als ich meine wahre Identität entdeckte, weiß ich mein Glück heute mehr als zu schätzen, denn es gibt noch hunderte Personen, die ihre wahre Herkunft und damit ihre Vergangenheit nicht kennen. Ich verdanke es vor allem meiner politischen Arbeit, dass ich mich wieder gefasst habe und mich diese Erfahrung noch stärker gemacht hat. Denn ich, die ich glaubte, dass meine Ideen denen meiner Familie widersprachen, habe endlich begriffen, dass ich in Wahrheit das Erbe meiner Eltern in mir trage, deren Ideen und Persönlichkeiten in mir und durch mich weiterleben.

Heute bin ich mit zweiunddreißig Jahren die jüngste Parlamentsabgeordnete der argentinischen Geschichte und

die erste wiedergefundene Enkelin in einem politischen Amt.

Meine Geschichte, die ich hier erzähle, reicht von dem Tag meiner Entführung bis zu meiner Wahl zur Abgeordneten im Nationalkongress. Ich hoffe, dass die folgenden Seiten und das Beispiel meines eigenen Lebens es möglich machen, die letzten dreißig Jahre der argentinischen Geschichte nachzuzeichnen und zu beschreiben, wie sich eine Gruppe von Männern der Armee bedient hat, um zu versuchen, die Geschichte neu zu schreiben. Und ich bin überzeugt davon, dass – allen systematischen Lügen und Widersprüchen zum Trotz – die Wahrheit immer ans Licht kommt.

Vor allem aber gibt mir dieses Buch die Möglichkeit, laut und deutlich herauszuschreien, was man so lange vor mir verborgen hat: Mein Name ist Victoria Donda.

Analia

Die Frauen der Organisation *H.I.J.O.S.*, dem Zusammenschluss der Kinder von Verschwundenen, näherten sich ihr zum ersten Mal Ende 2002. Zu dieser Zeit lebten Analia und andere Leute ihrer Gruppe in einer der vielen Banken in Buenos Aires, die nach der großen Wirtschaftskrise im Jahr 2001 schließen mussten. Sie hatten darin ein Kulturzentrum mit Rechtsberatung für die Bewohner des umliegenden Stadtviertels von Avallaneda eingerichtet. Die Frauen von *H.I.J.O.S.* hatten den Auftrag, ein paar Fotos von Analia zu machen, um sie mit Aufnahmen der Personen zu vergleichen, von denen sie vermuteten, dass sie ihre Eltern sein könnten.

Diese delikate Aufgabe hatten María und Laura übernommen. Sie sollten zu der besetzten Bank gehen und versuchen, ein paar Fotos zu machen, selbst wenn es keine Nahaufnahmen würden. Ihr Problem war nur, dass sie nicht wussten, wie Analia aussah, denn sie hatten sie nie zuvor gesehen. María ging auf einen Mann zu, der gerade mit einigen Jugendlichen über Verhaltensmaßregeln für den Fall sprach, dass die Polizei das Gebäude räumen würde.

»Entschuldige, bitte«, sagte sie schüchtern zu ihm. »Wir suchen Analia. Weißt du, wo wir sie finden können?«

Der Mann, der ihre Anwesenheit anscheinend erst in dem Moment bemerkt hatte, in dem María ihn ansprach, sah sie eine Sekunde überrascht an, ehe er antwortete.

»Ja, natürlich, sie ist dort hinten«, sagte er und zeigte in eine unbestimmte Richtung. Dann rief er: »Analía! Komm, die Frauen hier wollen etwas von dir!«

Laura und María blieb keine Zeit, zu reagieren. Sie fühlten sich durchschaut, noch ehe sie selbst wussten, wer eigentlich die von ihnen gesuchte Frau war. Sie blickten zu den Leuten, in deren Richtung die Rufe gegangen waren, und sahen, wie sich jemand nach ihnen umdrehte und auf sie zukam.

Analía war eine beeindruckende junge Frau. Sie war nicht groß und trug vermutlich deshalb als einzige der anwesenden Frauen Schuhe mit hohen Absätzen. Das wilde, lockige schwarze Haar fiel ihr locker über die Schultern. Sie hatte riesige, aber unterschiedliche Ohrringe und war geschminkt. Als sie näher kam, wich ihr konzentrierter Gesichtsausdruck einem einladenden Lächeln, das über ihr ganzes Gesicht ging.

Auf die Frage Analías, was die beiden Frauen wollten, antwortete María stotternd, sie seien Soziologiestudentinnen, die über die Kulturzentren in besetzten Gebäuden recherchierten und ihr ein paar Fragen stellen wollten. Analía zeigte sich gern dazu bereit, ohne allerdings zu bemerken, dass die Frauen ihre Fragen im Verlauf des Gesprächs nur improvisierten und dass keine von ihnen ein Aufnahmegerät, geschweige denn Stift und Papier dabei hatte, um die Antworten aufzuzeichnen. Zum Schluss baten sie sie noch, ein paar Fotos von ihr machen zu dürfen, und Analía erklärte sich auch damit einverstanden. Sie schlug sogar vor, noch ein paar andere Genossen aus dem Viertel und von ihrer Stadtteilbewegung mit aufs Bild zu bringen.

María und Laura waren mehr als zufrieden mit sich, denn sie hatten ihr Ziel erreicht: Sie hatten die Fotos, deretwegen sie gekommen waren. Zwar hatten sie in diesem Moment ein schlechtes Gewissen, weil sie Analía belogen hatten, aber im Nachhinein konnten alle über dieses erste Zusammentreffen lachen und erzählten gerne davon, wenn Sie eine Anekdote benötigten, um beispielsweise ein angespanntes Interview aufzulockern.

Argentinische Menschenrechtsorganisationen wie *H.I.J.O.S.* oder *Abuelas de Plaza de Mayo* (Großmütter der Plaza de Mayo), die seit über 30 Jahren bestehen, kämpfen unermüdlich dafür, dass die wahre Identität der fast 500 Kinder wiederhergestellt wird, die während der Militärdiktatur gemeinsam mit ihren Eltern entführt oder in deren Gefangenschaft geboren wurden. Bei ihren Nachforschungen versuchen die Organisationen alles Erdenkliche, um diejenigen zu schützen, die sie für die Hauptopfer des Kindsraubes halten: die Kinder der Verschwundenen, der *Desaparecidos*. Sie wollen ihnen nicht nur belastende öffentliche Auftritte ersparen, während diese sich in einem an sich schon traumatischen Prozess befanden, bei dem sie eine neue Identität annehmen, ein neues Leben führen und ihren bisherigen Eltern die Rolle zuordnen müssen, die ihnen zusteht: die Rolle von Kindsräubern. Nein, mit den langwierigen und diskreten Recherchemethoden wollen sie auch verhindern, dass in den geraubten Kindern falsche Hoffnungen aufkeimen. Es soll in ihnen kein emotionaler Prozess in Gang gesetzt werden, der ihr bisheriges Leben ins Wanken bringt, um später beispielsweise feststellen zu müssen, dass die Vermutungen nicht der Wahrheit entsprechen oder sich zumindest nicht beweisen lassen. Für beide Vorsichtsmaßnahmen gab es nicht wenige Beispiele, und die *Großmütter der*

Plaza de Mayo hatten gelernt, Geduld aufzubringen, um möglichst wenige Rückschläge einstecken zu müssen.

Der vermutlich bekannteste Fall ist der der Reggiardo-Tolosa-Zwillinge, die während der Diktatur geraubt worden waren. Hier hatte die übertriebene Berichterstattung seitens der Medien die Betroffenen erneut traumatisiert und ihre Aufnahme in ihre »neuen« Familien erschwert: Die Zwillinge, gerade erst Jugendliche, waren im Lauf des Jahres 1994 andauernd in verschiedenen TV-Kanälen aufgetreten, und schließlich war das Verfahren gegen ihre Entführer so belastet, dass sie bis zu ihrer Volljährigkeit bei Ersatzfamilien leben mussten.

Die Wirkung dieser dramatischen Ereignisse war noch frisch und unverheilt in den Herzen der *Großmütter* und bei allen anderen, die ehrenamtlich in den verschiedenen Organisationen arbeiteten. Mit ganzer Kraft wollten sie verhindern, dass so etwas noch einmal vorkam. Trotzdem schien sich aber die Geschichte im Fall Analía zu wiederholen: Die Enthüllungsjournalistin Miriam Lewin, eine ehemalige Verschwundene, die in der *Escuela Mecánica de la Armada (ESMA)*, der Technischule der Marine und während der Diktatur eines der wichtigsten geheimen Haftzentren, gefangen gehalten worden war, verantwortete damals die TV-Sendung *Telenoche Investiga*. Sie rollte 2001 den Fall des Kapitänleutnants Adolfo Donda Tigel auf. Er wurde beschuldigt, unter anderem bei seinem Bruder José María Donda, genannt »Cabo«, sowie bei seiner Schwägerin Hilda María Pérez, genannt »Cori«, die zum Zeitpunkt ihres Verschwindens im fünften Monat schwanger war, für die Entführung und den anschließenden Tod verantwortlich zu sein. Einige Überlebende sagten als Zeugen aus, dass Cori 1977 in der *ESMA*, wo ihr Schwager als Geheimdienstchef tätig war, eine Tochter geboren hatte. In der TV-Sendung,

die eindeutige Beweise gegen den Folterer Donda vortrug, wurde behauptet, Coris Tochter wäre möglicherweise Mariel Donda, die bei einem Onkel zweiten Grades in Diamante in der Provinz Entre Ríos aufwuchs. Die *Großmütter* erreichten, dass ein Richter aufgrund der Vorwürfe bei Mariel DNA-Proben veranlasste, um ihre Identität festzustellen, aber sie stimmten nicht mit denen von Cori und José María überein. Abgesehen von dem Fiasko für alle Beteiligten erwies sich die ganze Angelegenheit als absolut traumatisch für Mariel, und auch diejenigen, die mit dem Fall betraut waren, hatten die Erinnerung daran immer noch nicht verarbeitet. Die Strategie der *Großmütter* bestand immer darin, die geraubten Kinder zu beschützen, um sie nicht erneut einer traumatischen Situation auszusetzen. Aber die Arbeit der Medien gehorcht anderen Gesetzen, und Mariels Fall bestätigte ebenso wie der Reggiardo-Tolosa-Fall die *Großmütter* darin, immer diskret und mit äußerster Vorsicht vorzugehen.

Der Fall Victoria Donda war in vielerlei Hinsicht ein Sonderfall: Denn einer der Verantwortlichen für die Entführung, Folter und Ermordung ihrer Eltern war kein Geringerer als ihr Onkel Adolfo, der in Militärkreisen die Spitznamen »Jerónimo« und »Palito« (Stöckchen) hatte. Adolfo Donda war der lebendige Beweis dafür, dass die Grausamkeit keine Grenzen kannte, vor allem wenn man sich auf einen vorgeblichen Kodex militärischen Verhaltens stützte, demgemäß Befehle immer auszuführen sind und es undenkbar ist, sie in Frage zu stellen. Wie konnte dieses Monster in seinem improvisierten Büro in der *ESMA* sitzen, während im Zimmer nebenan seine Schwägerin gefoltert wurde? Wie konnte er den Raub ihres Babys zulassen, um es einer anderen Familie zu übergeben? Wie konnte er somit dem Kind, dessen Blut durch seine eigenen Adern floss, jede Möglich-

keit nehmen, seine Herkunft zu erfahren und sein Erbe anzutreten?

Aber Victorias Fall war noch aus einem anderen Grund besonders: Wenn sich die Verdachtsmomente ihrer Nachforschungen bestätigten und Victoria Donda tatsächlich Analía war, so war dies der erste Fall, in dem eine linke Politaktivistin, die bislang für die »rebellische Tochter« eines ehemaligen Militärs gehalten wurde, ein geraubtes Kind war, also die Tochter von Verschwundenen. Den Frauen von *H.I.J.O.S.* gefiel die Vorstellung, dass Victoria ihr Schicksal im Blut trug und somit der Beweis dafür war, dass die dreißigtausend Verschwundenen nicht besiegt worden waren und ihr Kampf in ihren Kindern lebendig blieb. Aber es galt, nichts zu überstürzen, und man musste abwägen, wann sie unter welchen Umständen mit ihr darüber sprechen würden und wie viel sie ihr von ihren Vermutungen erzählen konnten.

Ein Blick auf ihre Fotos von Analía neben denen von María Hilda Pérez und José María Donda genügte, um fast alle Zweifel über die wahre Identität dieser jungen Frau auszuräumen. Alle waren sich nahezu sicher, dass die junge Frau, die sich an den *Escraches*, diesen Protestaktionen an Wohnungen und Häusern der ehemaligen Folterer und Unterdrücker, beteiligte und bei den Demonstrationen mit der Gruppe der *Großmütter* marschierte, nicht Analía hieß, nicht 1979 geboren wurde und auch nicht die Tochter von Raúl, dem ehemaligen Militär, und der Hausfrau Graciela war. Für sie war sie Victoria Donda, die 1977 in der *ESMA* auf die Welt gekommen war, das körperliche und charakterliche Ebenbild von Cori, ihrer wahren Mutter. Aber sie durften sich nicht von ihrem Eifer zu voreiligen Schlüssen hinreißen lassen, sondern sie mussten wie immer mit Samthandschuhen arbeiten, um vor allem die Integrität der vermutlich geraubten Kinder zu schützen.

Das größte Problem bestand wie immer darin, dass es niemals so kommt, wie man denkt oder wie man zumindest erhofft. Und so führten Ende Juli 2003, Monate nach dieser ersten Begegnung von María und Laura mit Analía, Umstände, die gar nichts mit den Nachforschungen zu tun hatten, dazu, dass die Pläne geändert werden mussten und die Geschichte eine radikale Kehrtwendung mit einem ungewissen Ausgang nahm.

Alles hatte 1999 mit zahlreichen Amnestiegesetzen und Begnadigungen begonnen, die einigen Urhebern der während der Militärdiktatur in Argentinien verübten Verbrechen die Freiheit brachten oder Gerichtsverfahren gegen sie ausschlossen. Deshalb strengten mehrere Länder wie Frankreich, Spanien oder Italien ihre eigenen Verfahren gegen die argentinischen Folterer an, indem sie sich darauf beriefen, dass einige der Opfer der Diktatur Staatsangehörige ihrer Länder waren. So hatte der spanische Untersuchungsrichter Baltasar Garzón als Ergebnis der juristischen Ermittlungen wegen des Verschwindens von spanischen Staatsangehörigen während der Diktatur in diesem Juli 2003 nach diversen erfolglosen Anläufen internationale Haftbefehle und Auslieferungsgesuche für sechsundvierzig ehemalige Militär- und Polizeiangehörige gestellt. Darunter fielen außer der militärischen Führungsspitze und den bekanntesten Verantwortlichen für die geheimen Haftzentren auch einige niederrangige Militärangehörige, da sie gleichermaßen an den Gräueltaten beteiligt waren. Zu ihnen zählte Raúl, Analías Vater.

Es ging nicht nur darum, ob Analía nun vermutete oder nicht, dass derjenige, der sich von ihr mit »Vater« anreden ließ, das auch wirklich war. Sie hatte immer geglaubt, dass Raúls Beteiligung an der militärischen Organisation nur vorübergehend gewesen war, und sie hätte niemals auch

nur gewagt sich vorzustellen, dass man ihm Folter und Morde zur Last legen könnte. Von einem Tag zum anderen entdeckte die linke Politikämpferin, die Aktivistin, die sich in verschiedenen sozialen Brennpunkten und Organisationen für Menschenrechte engagierte, dass ihr eigener Vater zu ebender Personengruppe gehörte, die für sie fraglos »der Feind« war. Und für die *Großmütter der Plaza de Mayo* wurde die eigentlich gute Nachricht, nämlich die Auslieferungsgesuche für Verbrecher, die die eigene Regierung nicht der Justiz übergeben hatte, zu einer tickenden Zeitbombe. Sie mussten dringend etwas tun, um Analía zu schützen. All ihre Anstrengungen, sie nicht mit ihren Nachforschungen zu behelligen, konnten sie nicht vor den Auswirkungen der Tatsache beschützen, dass Raúl, der ehemalige Militär, auf der Liste der Personen stand, die für die begangenen Verbrechen bezahlen sollten.

An einem gewöhnlichen Winternachmittag in Buenos Aires klingelte im Büro von *H.I.J.O.S.* am Nachmittag das Telefon. Am anderen Ende der Leitung war Estela de Carlotto, die Präsidentin der Organisation der *Großmütter*. Wenige Stunden zuvor hatte ihr Telefon geläutet – es war Analía gewesen. Sie befand sich im Marinekrankenhaus, wo Raúl auf der Intensivstation lag. Er hatte einen Selbstmordversuch begangen, weil er vielleicht lieber in den Tod ging, als sich den Folgen der Lüge zu stellen, die er seit Jahrzehnten aufgebaut hatte. Unter Tränen und unfähig, ihre Reaktion zu überdenken, hatte Analía um ein Gespräch mit Estela gebeten. Unter Schluchzen bat sie die Präsidentin um Verzeihung für die Taten ihres Vaters, ohne auch nur zu ahnen, dass sie mit ihm keinerlei Blutsbande verband, sondern dass sie tatsächlich im Namen ihres eigenen Räubers um Verzeihung bat. Und Estela, die seit Jahren für den Kampf und den

Widerstand lebte, die selbst immer noch unermüdlich nach ihrem eigenen Enkelkind suchte, musste sich auf die Zunge beißen, um dieser so engagierten und mutigen jungen Frau nichts davon zu sagen.

Alle Menschenrechtsorganisationen und Zusammenschlüsse von ehemaligen Gefangenen und Verschwundenen feierten die Aussicht, dass die von Spanien ausgehenden juristischen Maßnahmen bei den Menschen, die in Argentinien die Gesetze machten, zu einer Reaktion führen mussten. Doch im Hauptsitz von *H.I.J.O.S.* hatte man eine Dringlichkeitssitzung einberufen, in der eine Entscheidung getroffen wurde, die alles verändern sollte: Man musste unbedingt mit Analía sprechen, auch wenn alle dieses Gespräch mit ihr noch nicht für angebracht hielten. Denn sonst kämen ihnen die Medien zuvor, und die Folgen wären noch gravierender.

Bei der Dringlichkeitssitzung, unter deren Teilnehmern auch Vertreter von Organisationen waren, in denen Analía selbst aktiv war, waren sich alle einig, dass man mit ihr sprechen musste, dass man ihr berichten musste, was sie über diejenigen wussten, die behaupteten, ihre Eltern zu sein. Aber es fiel ihnen schwer, sich für ein Vorgehen zu entscheiden, denn sie wollten ihr in einem ohnehin schwierigen Moment ihres Lebens so viel Leid wie möglich ersparen. Schließlich wurde beschlossen, dass zuerst Yuyo mit ihr sprach. Er war eine Art offizieller Beichtvater der Partei, der auch Analía angehörte, und für den Bereich von Buenos Aires zuständig, in dem sie arbeitete. Als ehemaliger Kämpfer der Guerilla-Bewegung *Ejército Revolucionario del Pueblo (ERP)* in den 60er und 70er Jahren, war Yuyo mit seinem dicken Brillengestell und dem auffälligen Hinken eine markante Erscheinung. Sein Hinken war die Folge von drei

Schusswunden im Bein, als ihn Anfang der 70er Jahre parapolizeiliche Kommandos festnahmen und sechs Jahre ins Gefängnis steckten, ohne seine Verletzung zu behandeln und die drei Kugeln aus seinem Bein entfernen zu lassen. Wie fast alle, die ihn kannten, vertraute auch Analía ihm blind, und in seiner väterlichen Rolle schien er am besten geeignet, ihr, wenn auch mit größter Umsicht, den Stand der Dinge zu erklären.

Sie trafen sich in einer Kneipe und setzten sich einander gegenüber an einen kleinen Tisch in der Nähe der Fensterfront. Von dort aus konnte man den bleigrauen Himmel beobachten, der die Stadt bedeckte und die dunklen Vorzeichen dieses düsteren Tages trug. Yuyo war zwar zig Mal im Kopf durchgegangen, was und wie er es ihr sagen, wo er anfangen und inwieweit er sein Wissen weitergeben würde. Aber als er der jungen Frau gegenüber saß, wurde es ihm schwer ums Herz. Sie war immer so stark und entschlossen und konnte sich nun vor Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten, weil sie jede Nacht am Krankenbett von Raúl wachte, der immer noch ohne Bewusstsein auf der Intensivstation lag. Analía war entkräftet, und ihre geröteten Augen schienen Yuyo davon abbringen zu wollen, den Finger noch tiefer in die Wunde des Leids zu legen. Er konnte mit ihr nur noch gemeinsam schweigen und weinen. Aber Yuyo weinte nicht aus Trauer, sondern aus Zorn: Er war zornig wegen der Dinge, die die Militärs einer ganzen Generation und einem gesamten Land zugefügt hatten, zornig darüber, hier sein und jemandem Leid zufügen zu müssen, den er wie seine eigene Tochter schätzte, und zornig, weil er sie um jemanden weinen sehen musste, der in seinen Augen ein Verbrecher war, der nicht einmal die Gnade Gottes verdiente. Und er war wütend, weil ihm die Worte nicht mehr einfielen, die er vorbereitet hatte, um ihr von dem Schicksal zu

erzählen, das sie getroffen hatte. Schließlich nahm er die dicke, von den Tränen getrübe Brille ab und entschied sich dafür, einfach anzufangen und es den Worten selbst zu überlassen, wie und in welcher Reihenfolge sie aus ihm herauskommen wollten.

»Analía, Kleines, ich hasse es, dir das sagen zu müssen, aber wir haben Gründe anzunehmen, dass du die Tochter von Verschwundenen bist. Raúl und Graciela sind nicht deine Eltern«, sagte er und legte eine Pause ein, um abzuwarten, ob Analía etwas sagte. Aber sie zeigte keinerlei Reaktion, sie war wie versteinert. Das war zu viel. Zu viel Information, zu viel von allem. Yuyo befürchtete einen Moment, dass sich das Lächeln, das ihr Markenzeichen war, nie wieder auf dem Gesicht zeigen würde, das nun von Tränen und Schlafmangel geschwollen war. »Die Frauen von *Comisión Hermanos* und einige von den *Großmüttern* sind hier in der Nähe in einer Kneipe. Sie würden gern mit dir sprechen. Sie werden dir alles besser erklären können ...«

Dieser Tag würde für immer wie hinter einem Schleier, wie losgelöst aus dem Kalender in ihrem Gedächtnis bleiben. Die Erinnerungen daran würden bruchstückhaft sein, und die Gespräche und Situationen, die sich danach ergaben, sind praktisch nicht wiederzugeben. Analía folgte Yuyo wie ein Roboter in eine Kneipe, in der die Frauen sie erwarteten. Später würde sie sich daran erinnern, dass sie ihr von ihrer Geburtsurkunde erzählten – von ihrer gefälschten Geburtsurkunde, da sie von einem gewissen Dr. Magnacco unterschrieben war, von dem sie wussten, dass er damit betraut war, die Geburtsurkunden der Babys zu unterschreiben, die in der *ESMA* auf die Welt kamen.

Sie wurde in der *ESMA* geboren.

Raúl und Graciela waren nicht ihre Eltern.